

Die Literaturzeitung von Salzburg und Süddeutschlands pragmatische Annalen der Literatur und Kultur.

Von Dr. Karl O. Wagner.

I. Allgemeiner Teil.

Stellung der Zeitschrift innerhalb der literarischen und philosophischen Strömungen der Zeit. Das Organ der Romantik und Naturphilosophie.

Einen bedeutsamen Akkord in der starken Harmonie, in der das Lied von der Selbständigkeit des Fürstentumes Salzburg ausklingt, bildet die „Literaturzeitung von Salzburg“ von Vierthaler und ihre unmittelbare Fortsetzung, Schallhammers „Süddeutschlands pragmatische Annalen der Literatur und Kultur“. In den Jahren des ausgehenden 18. Jahrhunderts ist die Salzachstadt die Burg der katholischen Aufklärung mit ihrer Hochschätzung und Anerkennung der Kant'schen Philosophie und der von Josef II. mächtig geförderten Geistesrichtung, Lorenz Hübner der Mann, der als publizistischer Vorkämpfer von hier aus in ganz Süddeutschland siegreich vordrang. Das neue Jahrhundert bringt aber die Wendung: Zunächst steht Salzburgs äußeres Schicksal in Frage; die Gelehrten fürchten, österreichisch zu werden und damit nicht nur in den Bannkreis Wiens gezogen zu werden, sondern auch einen großen Teil ihres Rechtes der freien Meinungsäußerung zu verlieren. Dagegen scheint gleichzeitig in Bayern, wo bisher der Geist der Jesuiten die unbedingte Herrschaft ausgeübt hatte, unter dem Minister Montgelas eine neue, aufklärungsfreundliche Zeit angebrochen. Wenngleich nun in diesem Augenblicke Hübner und mit ihm auch sein literarisches Institut nach München übersiedelt*), bleiben in Salzburg aber genug Männer zurück, die das geistige Leben

*) Eingehende Darstellung der Sache in meinen Ausführungen über die „Oberdeutsche allgem. Lit.-Ztg.“ in den Mitt. d. G. f. Salzb. Ldkde. 1908, 48. Bd. Dieselben werden im folgenden als bekannt vorausgesetzt; daher ist auf einzelne Stellen dortselbst nur ausnahmsweise hingewiesen.

frisch und zeugungskräftig erhalten, ja sogar einer neuen literarischen und philosophischen Richtung Geltung verschaffen.

Dies mochte um so leichter erfolgen, als die Eigenart der einheimischen Salzburger dieser Richtung entgegenkam und die Bahn für neue Ideen frei war. Daher unternahm es Frz. Mich. Vierthaler, seinem Lieblingsgedanken, dem soeben durch die Romantiker wiedererweckten und weiter ausgebauten Humanitätsgedanken, in einer Zeitschrift zum Durchbruch zu verhelfen, der selbst wieder der eigentlichen Romantik in Literatur und Philosophie vorarbeitete. Im dritten Jahrgange der Zeitung entwickelt er vollends sie zum Organe der Romantik selbst, so wie Frz. Ludw. v. Schallhammer allerdings nur in einem Jahrgange der „Annalen“ dieselbe Aufgabe erfüllt. Unterstützt und fast getrieben wurden beide durch die impulsive Persönlichkeit des Naturphilosophen Joh. Jak. Wagner, den wir als den eigentlichen Verkünder der Romantik in Salzburg bezeichnen werden.

Mit der ganzen Energie seines Wesens hatte Hübner in Salzburg die Gelehrten zusammengehalten und ungeachtet kleiner persönlicher Mißstimmungen vereint seiner Sache dienstbar gemacht. Nach seinem Abgange mochte sich aber naturgemäß eine neue Gruppierung der Kräfte einstellen, die um so bestimmter erfolgen mußte, als unterdessen die Philosophie in ihrer allgemeinen Entwicklung über Kant und Fichte hinausgegangen war. Während Hübner auf dem Standpunkte der Begründer der kritischen Philosophie stehen blieb und im Kampfe gegen den Jesuitismus seine Lebensaufgabe sah, so daß die „Oberd. allgem Lit.-Ztg.“ dieser Tendenz bis zum Tode Hübners im Jahre 1807 und ungefähr gleichzeitig bis zur Berufung Schellings an die Münchener Akademie treu blieb, sammelte dagegen Vierthaler die ihm Gleichgesinnten um sich und gab ihrer Meinung in seiner neugegründeten Zeitung Ausdruck. In dem lokalpatriotischen Streben, Salzburg den Ruhm einer eigenen Literaturzeitung zu erhalten, dürfen wir gleichfalls eine kräftige Förderung des Planes erkennen.

Vierthalers, des bekannten Salzburger Pädagogen und Wiener Waisenhausdirektors, wissenschaftliche Grundlage sind die Alten und der von Herder ausgebaute Gedanke der Humanität. Schon sein Zeitgenosse Franz v. Kleinmayrn erklärte, sein ganzes Erziehungsgebäude ruhe auf den Ansichten der Griechen; eine ähnliche Generation zu erziehen, gleich groß in Empfindung, Verstand, Phantasie und körperlicher Kraft, war das Bestreben und die Aufgabe seines Wirkens. Den Geist und die Methode des Sokrates wollte er auf das moderne Schulwesen übertragen, in allen seinen Werken zieht er die griechischen und römischen Gewährsmänner als Zeugen für die Richtigkeit und Bedeutsamkeit seiner eigenen Ideen heran. Aber Vierthaler ist eine viel zu starke nationale Persönlichkeit, daß er Gefahr liefe, im klassischen Altertum stecken zu bleiben. Daher ist Herder sein Mann unter den Zeitgenossen, der von dem Erfassen volkstümlicher Eigenart ausgehend, über die Aufklä-

rung hinaus zum Ideal seines Menschlichkeitsgedankens gekommen war; er hatte schon frühzeitig auf Vierthaler durch die „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit“ bestimmend eingewirkt. In Herders Sinn versuchte sich daher Vierthaler in der Darstellung der Weltgeschichte in seinem siebenbändigen Werke der „philosophischen Geschichte der Menschen und Völker“, die ihn durch mehr als dreißig Jahre beschäftigte.

So ersehen wir auch keinen inneren Widerspruch, wenn derselbe Schriftsteller durch Jahre dem Aufklärer Hübner Gefolgschaft leistet, die herangereifte Persönlichkeit jedoch mit noch mehr Anteilnahme die Ideen der neu aufkommenden Romantik aufnimmt und für sie eintritt.

Ein weiteres wird von Bedeutung: Auch die Romantik steht namentlich in der Betrachtung der antiken Kunst auf Herders Boden; nicht jeder antike Autor hat Anspruch auf den Titel eines Klassikers; nur das aus nationalem Boden Erwachsene, das Bodenständige, das die höchsten Ideen seiner Zeit ausspricht, hat Anrecht auf die Würde der Klassizität. In Verfolg dieser Erkenntnis muß hier Vierthaler wie dort die Schule der Romantiker folgerichtig über die Lehre der Aufklärung von Glückseligkeit und Nützlichkeit zum Streben nach Erkenntnis der höchsten Moralität gelangen. Auf diese Weise ist eine zweite Brücke zwischen Vierthaler und der Romantik geschlagen.

Ein drittes, formales Element kommt noch hinzu. Wiederholt glaubte man, in Vierthalers Schriften den Mangel eines geschlossenen Systems tadeln zu müssen. Gerade in dem Verzicht darauf trifft er wieder mit den Begründern der romantischen Schule, den Brüdern Schlegel, zusammen, die wiederholt erklären, das Fragment und der Aphorismus seien die besten Ausdrucksmittel für bedeutende Ideen; das „Athenäum“, die ihre Schule begründende Zeitschrift, bevorzugt ganz besonders diese Form.

In den Jahren 1796 bis 1799 schreiben Wilhelm und Friedrich Schlegel und ihre unmittelbaren Anhänger über 300 Rezensionen für die „Allgemeine Lit.-Zeitung“ in Jena; in dieser Zeit, noch von Schiller gefördert und vielfach maßgebend beeinflußt, entwickelt sich die Romantik im Kreise der Klassiker und der Vertreter der Kantischen Philosophie; die Gründung der eigenen Richtung mit dem eigenen Organe vollzieht sich erst auf Grund des Bruches mit Schiller, worauf dann die Vereinigung der modernen Kritik mit der Dichtung sowie das Hinzutreten der Naturphilosophie Schellings und Schleiermachers Moralphilosophie den Kreis schließt. Ganz ähnlich im Wesen, nur ohne Kampf und offenen Bruch mit den Vertretern der älteren Richtung, entwickelt sich die Zeitschrift der Romantik in Salzburg. Der Abgang Hübners gibt günstige Gelegenheit zur Gründung einer Zeitschrift, in der vorerst die Ideen der Humanität gegenüber den mehr rationalistischen Bestrebungen der „Oberdeutschen Allg. Lit.-Ztg.“ zur Geltung gelangen, durch das Hinzutreten Wagners wird allmählich immer bestimmter der romantische Standpunkt erreicht und mit Eifer vertreten.

Wagner war auf der Universität Jena Schüler Fichtes gewesen, hatte aber gleichzeitig schon die Philosophie seines Altersgenossen Schelling kennen gelernt und sich diese zugeeignet; auch mit den übrigen romantischen Tendenzen war er an der Quelle vertraut geworden. Augenblicklich zwar aus dem akademischen Leben herausgerissen, arbeitete er seit 1799 als Doktor der Philosophie in der Redaktionskanzlei des in Nürnberg von Leuchs herausgegebenen literarischen „Verkünders“ und der „Handlungszeitung“, um sich vorläufig Erwerb zu schaffen, bis sich die Möglichkeit einer Professur eröffnete oder freie schriftstellerische Tätigkeit ihn erhalten könnte. Da lernt er aus den „Reisebeschreibungen“ und dem „Geist der Sokratik“ die Schriftstellerpersönlichkeit Vierthalers kennen und eröffnet mit diesem einen regen Briefwechsel. Sechzehn Briefe gehen zwischen dem 28. September 1799 und 2. Oktober 1801 von Nürnberg nach Salzburg und in diesen sehen wir ein Verhältnis zwischen den beiden Männern sich entwickeln, das Wagners Übersiedlung nach Salzburg bewirkt, mit der Absicht, sowohl Vorlesungen zu halten, als insbesondere auf die Literaturzeitung bestimmten Einfluß zu nehmen. So war also für Salzburg der Mann gewonnen, der auf dem wohlvorbereiteten Boden die Früchte der Romantik zur Entfaltung bringen mochte, zumal die Bewegung namentlich durch Schellings erste Hauptwerke, dessen Ruf als Philosoph und akademischer Lehrer feststand, an Zugkraft gewonnen hatte.

Schon durch diese Briefe*) gewinnt Wagner richtunggebende Wirkung auf die Zeitschrift selbst. Von bedeutsamen Rezensionen, die er einsendet, abgesehen, beeinflußt er Vierthaler in der Führung der Redaktion. Durch abfällige Kritik der Münchener sucht er den Ehrgeiz Vierthalers zu stacheln, sein Unternehmen höher zu spannen, einen Wettbewerb zu wagen. Von Vierthalers Zeitung selbst sprechend, legt er sehr gediegen ganz im Sinne der modernen Kritik seine Ansicht über Rezensionen nieder, er entwickelt weiter einen Plan einer Literaturzeitung, wie er sie für Süddeutschland erstehen lassen möchte, sehr beachtenswerte Gedanken, die tatsächlich in den „Annalen“ zum größten Teile verwirklicht sind. Dabei ist er von sicherer und klarer Erfassung der augenblicklichen literarischen Lage geleitet, wenn er Vierthaler darauf hinweist, daß man jetzt, wo soeben in Jena der Bruch Schellings und Schlegels mit der „Allg. Lit.-Ztg.“ sich vollzogen hat, beste Gelegenheit habe, mit günstigen Aussichten eine neue allgemeine Zeitung, die nicht auf Salzburg beschränkt bleiben soll, zu gründen. Sein Plan geht deutlich darauf hinaus, selbst zumindest Mitherausgeber dieser Zeitschrift zu werden, doch findet er nicht Vierthalers Zustimmung, aus persönlichen und politischen Gründen; nicht zuletzt mag dieser in der Konfession Wagners, der Protestant war, ein unüberwindliches Hindernis für die Herausgabe erkannt haben. Darum einigen sich

*) Briefe von J. J. Wagner an Vierthaler, Original (ungedruckt) im städt. Museum in Salzburg.

beide dahin, daß jener nach freiem Ermessen Beiträge für die Zeitung schreiben und dafür ein angemessenes Honorar erhalten sollte.

Nimmt Wagner also schon 1801 wirklich an der Zeitschrift teil, so sieht er sich auch noch um weitere Mitarbeiter um. Insbesondere scheint ihm Joh. Arnold Kanne, mit dem er damals durch besondere Freundschaft verbunden war, ein geeigneter Mann, den er nach Salzburg mitbringen wollte. Dazu kam es zwar nicht, doch stammen einige Rezensionen aus seiner Feder und wir finden Vierthaler noch im Jahre 1804 in Briefwechsel mit ihm.

Wagner kam am 12. November 1801 in Salzburg an und entwickelte in den zwei Jahren seines Aufenthaltes eine umfassende Tätigkeit auf verschiedenen Gebieten; wir bewundern, welche reichen Früchte er in dieser Zeit hervorbringen konnte; und aus allen diesen Zweigen literarischer Betätigung, die schließlich auch Vorlesungen auf der Universität umfaßte, zog die Literatur-Zeitung nicht geringe Vorteile; sie trägt aber auch vom Jahrgange 1802 an deutlich genug das Gepräge seines Geistes. Zwar betont er selbst in einem Briefe an seinen Freund, den Professor Adam in Ulm*), daß er auf die innere Einrichtung des Journals keinen Einfluß nehme und lediglich Rezensionen liefere, ja er findet es bei Vierthalers Individualität für notwendig, jedes nähere Verhältnis zu dessen literarischen Unternehmungen geflissentlich zu vermeiden, aber der Unterschied von dem vorhergehenden Jahrgange ist augenfällig: Die Zeitung ist nunmehr das Organ der neuen literarischen Partei mit ihrer eigenartigen Stellung gegen Schiller, zurückhaltend gegenüber Kant und Fichte, dagegen die laute Verkünderin der Poesie der Romantik und der Philosophie Schellings. Mit der „Obd. allg. Lit.-Ztg.“ nimmt sie den literarischen Kampf auf, den Wagner mit der Kampfesfreude eines Siebenundzwanzigjährigen führte, der sich eines Erfolges nur dann freute, wenn er ihn dem Schicksal abgerungen hatte. Vierthaler mag manchmal nicht mit ganzer Seele dabei gewesen sein, es gab vereinzelte Mißstimmung mit seinem Mitarbeiter, die aber bald wieder ausgeglichen wurde. Auf die Dauer sagte ihm jedoch diese publizistische Tätigkeit nicht zu, daher zog er sich von der Herausgabe zurück und überließ diese dem Naturhistoriker, namentlich auf dem Gebiete der Chemie tätigen Dr. v. Schallhammer, der 1803 die Zeitung unter dem neuen Titel in vergrößertem Maßstabe herausgab. Wagner bleibt, entsprechend dem engen fachlichen und persönlichen Interesse, das ihn mit jenem verband, hervorragend tätiger Mitarbeiter. Schallhammer verwirklicht eigentlich fast alle von Wagner bereits früher ausgesprochenen Absichten, sowohl in der äußeren Aufmachung, dem Format der allgemeinen Literatur-Zeitung, als in der Aufnahme einer größeren Zahl allgemeiner, selbständiger Abhandlungen, die das Publikum über den Stand der Gesamtliteratur und auch in den einzelnen Fächern unterrichten;

*) Lebensnachrichten und Briefe von J. J. Wagner, Ulm 1849, hsg. v. Adam u. Koelle.

völlig neu war die Sache nicht, denn von Anfang an hatte Vierthaler solches in Aussicht genommen und vereinzelt versucht; nun steht Wagners Arbeit in erster Linie zur Verfügung und läßt dies durchführen. Wie weit Schallhammer sich selbst literarisch betätigt, ist einzeln nicht nachzuweisen, er steht aber mit Wagner in regem Meinungs-austausch, gegensätzliche Ansichten scheinen oft besonders fördernd auf letzteren eingewirkt zu haben. Aus dessen Mitteilungen geht wiederum hervor, daß er bei der freien schriftstellerischen Tätigkeit, die manchmal ganze Stücke der Zeitschrift ihm allein herstellen ließ, sich äußerst wohl fühlte; um so mehr als auch der materielle Erfolg für ihn so günstig war, daß er bequem davon leben und sich einiges Vergnügen gönnen konnte.*)

Von den übrigen Mitarbeitern, deren Zahl nicht gering gewesen ist, sind von Salzburger Gelehrten besonders Moll, Sandbichler, Gärtner und Zauner hervorzuheben. Ehrenbt. Frh. v. Moll ist bekannt als Naturwissenschaftler und als Herausgeber der „Annalen für Berg- und Hüttenkunde“, auch sonst publizistisch tätig. Wir kennen ihn ebenso wie den Augustiner Alois Sandbichler als fleißigen Mitarbeiter der „Obd. allg. Lit.-Ztg.“. Während aber des ersteren Fach wenig Anlaß zu einer Stellungnahme im literarischen Kampfe bot, finden wir Sandbichler als offenen Parteimann für die neue Zeitschrift arbeiten. Er ist ein naher Geistesverwandter Vierthalers, mit dem er gemeinsam auf dem Boden eines durch die Aufklärung geläuterten, werktätigen Christentums steht. Daher ergreift in diesen Jahren der Theologe wiederholt die Feder gegen die „Oberdeutsche“ und namentlich — auch ganz im Sinne Wagners — gegen den Münchener Professor Weiller.*) Durch die Persönlichkeit des Corbinian Gärtner ist das rechtswissenschaftliche Fach durch einen tüchtigen Vertreter besetzt, während ebenso Iud. Thadd. Zauner, der bekannte Verfasser der Chronik von Salzburg, das historische Gebiet beherrschte. Die übrigen Salzburger Professoren und Gelehrten nennen sich zwar nie als Rezensenten oder Einsender, sind aber fast alle an dem Unternehmen beteiligt.

Es erübrigt nun bloß, über die äußere Einrichtung und den Erfolg der Zeitschrift zu berichten. Am 2. Jänner 1800 erschien das erste Stück der „Literaturzeitung von Salzburg“ in der Stärke von 1/2 Bogen mit 16 Seiten in Oktav, wie sie wöchentlich 4- bis 5-mal versprochen waren, im Comptoir der Staats- und Literaturzeitungen und in Kommission in der Mayr'schen Buchhandlung. Doch schon nach dem 8. Einzelstücke zog man es vor, wöchentlich zwei Doppelhefte mit 32 Seiten auszugeben, später blieb die Stärke der Doppelhefte zwar bestehen, doch kommt zumeist auf die Woche bloß ein solches Heft, die Vierteljahrsbände, die jeweils mit einem

*) Briefe Wagners S. 209. (52.)

*) Nach dem Jahre 1808, nachdem die „Obd. allg. L.-Zt.“ den neuen Kurs auf Seite Schellings genommen, finden wir in ihm wieder deren treuen Mitarbeiter.

Register abgeschlossen sind und ein Titelblatt haben, sind ungefähr 420 Seiten stark, das letzte Quartal von 1801 bleibt um etwa 50 Seiten zurück.

Der Titel einer allgemeinen Literarischen Zeitung war vermieden worden, um nicht die Beurteilung einer zu großen Zahl der Erscheinungen des deutschen Büchermarktes erwarten zu lassen; in Bezug auf die wissenschaftlichen Fächer sollte jedoch die Allgemeinheit gewahrt bleiben und hier mochten die Rezensionen einzelner Werke Gelegenheit bieten, den Blick auf die allgemeine Entwicklung dieser Wissenschaft zu lenken. Im Preise war der Herausgeber trotz des wesentlich geringeren Umfanges gegenüber der „Oberdeutschen“ nur auf 8 fl. heruntergegangen, der materielle Erfolg scheint dabei in den ersten Jahren ziemlich gering gewesen zu sein. Sicherlich beeinträchtigten die Kriegerereignisse eine größere Verbreitung außer Landes und machten sich auch sonst geltend, denn in den einleitenden Worten zum 2. Jahrgange spricht Vierthaler die Hoffnung aus, daß der Friede die Gelehrten wieder zu einer arbeitsfreudigen Gemeinschaft zusammenschließen werde. Doch dieses Jahr war für Vierthaler ohne besonderes Glück. Der Tod entriß ihm seinen Bruder, der in Linz an seinem Unternehmen Anteil genommen hatte, die Sorgen um seine Angehörigen vermehrten sich, auch die politischen Verhältnisse besserten sich nicht. Die Maßnahme, die Literaturzeitung vom kommenden Jahre an auf zwei Drittel des Umfanges herabzusetzen und den Preis mit 5 fl. zu bemessen, war nicht zu vermeiden. Die Schwierigkeiten der Herausgabe machen sich auch im Inhalte geltend, so daß neben einzelnen wertvollen Besprechungen ganze Bogen von langatmigen und allzubreiten Auszügen aus Reisebeschreibungen und ähnlichen Büchern ausgefüllt werden. Im letzten Augenblicke, zugleich mit dem Eintreffen Wagners scheint diese gedrückte Stimmung doch wieder gehoben worden zu sein, denn die Redaktion spricht von der neuen Art der Ausgabe, die im Umfange allerdings beschränkt bleibt, wieder in sehr zuversichtlichem Tone. Die Ausgabe von monatlichen Heften in der Stärke von 6 Bogen in 96 Seiten mit eigenem Register soll die Durchführung des alten Planes von der übersichtlichen Darstellung einzelner literarischer Gebiete erleichtern, bei Rezensionen will man sich mit Absicht auf „strenge Auswahl des vorzüglich Interessanten“ beschränken und verweist sogar auf die bisherigen Konkurrenten, die „Oberdeutsche“ und die „Jenaer“ als eigentliche Rezensionsinstitute, aus denen das Publikum die Kenntnis der Einzelwerke nehmen sollte.

Alles das kommt dem schon betonten Streben Wagners, vor allem richtunggebend zu wirken, entgegen, während Vierthalers Anteilnahme immer geringer wird, bis er die Herausgabe einstellt und Schallhammer mit dem neuen Unternehmen einsetzen läßt. In seinem Schlußworte erklärt er, daß er selbst nur wenige Nebenstunden widmen konnte, dagegen gibt er der Erwartung Ausdruck,

daß durch die „Annalen“ die Freunde der Literatur sowie die Literatur selbst reichen Gewinn haben werden.

Wagners rege Tätigkeit hatte unterdessen der Zeitung auch außerhalb Salzburgs viele Abnehmer erworben; nicht nur, daß er persönlich alles aufbot, für dieselbe Interesse zu erwecken, mit dem 3. Jahrgange schon empfahl sie sich selbst durch den Inhalt, so daß sie namentlich in Sachsen eine große Zahl von Abnehmern gewonnen hatte. So konnte auch aus wirtschaftlichen Rücksichten kein Hindernis gegen die schon erwähnte Erweiterung des Umfanges obwalten und der Preis wieder mit 8 fl. angesetzt werden; es erschienen also ziemlich regelmäßig wöchentlich 4 halbe Bogen im Quartformat mit den üblichen 8 Spalten. Die Zahl der Abnehmer nahm zu und verbreitete sich auch über Österreich, wo man gelegentlich allerdings über den schwer verständlichen Ton namentlich der philosophischen Rezensionen Klage führte. Inwiefern auch die Versprechungen betreffs des Inhaltes erfüllt wurden, ist schon erwähnt worden; in seiner Gesamtheit bietet dieser Jahrgang einen wertvollen und interessanten Beitrag zur Geschichte süddeutschen, besonders salzburgischen Geisteslebens, worauf im besonderen bei Besprechung der einzelnen Wissensgebiete näher einzugehen sein wird.

Auf dem Höhepunkt seiner Entwicklung angelangt, endigt das Unternehmen schon mit demselben Jahre. Wieder erfüllt sich das Schicksal Salzburgs, daß die Stadt nicht imstande ist, den schaffenden Geist, der hier tätig ist, festzuhalten. Zwar hatte Wagner im Herbst 1803 seine Vorlesungen an der Universität aufnehmen können, sein Ziel hätte als erreicht gelten können, aber sein Streben galt einer größeren Universität, womöglich in Bayern, da Salzburgs politische Verhältnisse für die Zukunft keine günstigen Aussichten boten. Als ihm nun eine außerordentliche Professur an der neugegründeten Universität in Würzburg, wohin auch Schelling berufen war, durch die bayerische Regierung zufiel, zog er trotz des geringen Gehaltes von 800 fl. dorthin, obwohl ihm am Lyzeum in Koburg 1700 fl. geboten worden waren.

Bis unmittelbar vor seinem Abgange ist Wagner für die Zeitung in immer gleicher Weise tätig, nimmt er teil an den Plänen zur weiteren Ausgestaltung und Verbreitung. Um so peinlicher trifft der plötzliche Abgang die Redaktion; hier fehlt jetzt die Seele des Ganzen, so daß sich Schallhammer entschließt, die Ausgabe einzustellen. Er zeigt zwar an, daß das Erscheinen nur ein Vierteljahr unterbrochen werde, weil unterdessen eine Umgestaltung der Zeitschrift vorbereitet werden sollte; dabei läßt er doch erkennen, daß er befriedigt auf das Geleistete zurückblickt und sich so einen guten Abgang sichern will.

Diese vier Jahre Salzburger Literaturzeitung bedeuten eine wichtige literarische Tat für die Stadt. An äußerer Bedeutung reicht sie wohl an ihre weit stärkere Vorgängerin, die „Oberdeutsche Literat. Zeitung“, nicht heran, an literarischem Interesse,

das aber durch sie als eines der ersten und schneidigsten Organe der älteren und ursprünglichen Romantik erweckt wird, stellt sie sich an die Seite der älteren Schwester. Auf eigene Kraft gebaut, verbindet sie heimische Eigenart mit dem neuesten Geist der Zeit und sichert ihren Erfolg. Daß ihr nur eine kurze Lebensdauer beschieden war, dieses Schicksal teilt sie mit allen übrigen von der Romantik begründeten Zeitschriften und ist völlig in der Natur dieser Geistesrichtung begründet, der ewiges Werden und neues Entwickeln mehr galt als Mitwirken am dauernd Bestehenden.

II. Besonderer Teil.

Besprechung einzelner Rezensionen aus dem Gebiete der Geschichte, Philosophie und Pädagogik und der Dichtung.

Es liegt scheinbar ein Widerspruch vor, wenn die politisch so wechselvollen Jahre in unserer Zeitschrift nicht jene Anteilnahme für die politische Tagesfragen behandelnde Literatur aufkommen lassen, wie dies in der „Oberdeutschen allgem. Lit.-Ztg.“ der Fall ist. Der Umstand wird jedoch sofort erklärlich durch die Absicht, den geringen verfügbaren Raum vorerst literarisch bedeutenden Werken vorzubehalten, und durch die Notwendigkeit, inmitten der ungeklärten Lage Salzburgs, das nicht wußte, in wessen Hände es gelangen werde, rein politischen Themen aus dem Wege zu gehen, um nicht zum Kampfmittel einer Partei zu werden. So finden wir nichts über die ausgedehnte Reichstagsliteratur, die in Hübners Zeitung so breiten Raum einnimmt; wohlthuend wirkt auch, daß wir vor den Lobesbezeugungen für Napoleon verschont bleiben und nirgends der Versuch gemacht wird, für ihn Begeisterung zu erwecken, wie dies im benachbarten Bayern nur allzu üblich war. Sein Name wird nur gelegentlich, allerdings mit dem Attribute, der Held des Tages, genannt.

Auch die Jesuitenfrage, Hübners Hauptkampfthema, tritt ganz zurück und wird nur anläßlich von „Bemerkungen über den Geist des Ordens der Jesuiten in literarischer Rücksicht. Nachrichten von ihrer Wiederbelebung“ (1801, I. 257 ff.) ausführlicher aufge- rollt. Dabei vermeidet man zwar den scharfen Kampf und würdigt die Leistungen, namentlich in rein literarischer Beziehung und auf dem Gebiete des Schulwesens, gesteht hierin den Jesuiten auch höhere Leistungen gegenüber den Benediktinern zu, aber einer Neugründung tritt man tatkräftig entgegen, denn man glaubt nicht, daß die alte Politik, sich an die einflußreichsten Stellen an den Höfen zu setzen und von da aus die Reiche zu beherrschen, fallen gelassen würde; auch sieht man ein Festhalten an alten Vorurteilen in der Philosophie voraus und kann ihren moralischen Standpunkt nicht teilen. Ähnlich ablehnend verhält sich auch eine kürzere Anzeige einige Monate später (III. 11. S. 50).

Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung werden stets mit großem Interesse angezeigt. Von unmittelbarer

Bedeutung erscheint noch die unter Erzbischof Firmian erzwungene Emigration der Protestanten, die entsprechend ausführlich und so frei als möglich behandelt wird. Im übrigen war ja auf diesem Gebiete Vierthaler selbst Fachmann von seiner Universitätszeit her und Zauner ein fleißiger Mitarbeiter. Von diesem sind eine Reihe von Erwidern, selbständigen Einsendungen; im 3. Jahrgange bringt er eine größere Zahl von Biographien alter Juristen unter dem Titel „Nekrolog Oberdeutscher Rechtsgelehrten“ (III. 5, S. 58 ff.) u. a. über Joh. Theod. Sprenger († 1681), Frz. Wisser († 1707), Christoph Ludw. Blumbacher († 1735). Von ihm dürften auch die Beiträge zur Geschichte Salzburgs (III., 3. und 5. Heft) sein, in denen der alte freie Geist wohltuend weiterwirkt. Zauners Hauptwerk selbst, die „Chronik von Salzburg“, erfährt in den Annalen (II. S. 173) eine sehr günstige und ausführliche Besprechung. Ebenso sind Westenrieders, des bedeutenden Münchner Historikers und Schulmannes „Beiträge zur vaterländischen Historie usw.“ (Ann. II. S. 241) eingehend besprochen und bei der äußerst günstigen Beurteilung bedauert man bloß, daß das Werk in Bayern selbst noch nicht die verdiente Aufmerksamkeit gefunden habe.

Auf den Besprechungen aus dem Gebiete der Philosophie ruht das Hauptgewicht der Salzburger Lit.-Zeitung; es wird also unsere Aufgabe sein, an der Hand einzelner Rezensionen zu zeigen, wie der schon vorher aufgezeigte Weg von der Aufklärung zur Humanität und von da zur Naturphilosophie der Romantik beschritten wurde.

Die Jahre um 1800 bedeuten in der Geschichte der Philosophie den Zeitpunkt des Ausbaues des Fichteschen Systems, in dem das Ich das Einzig-Reale darstellt, und der weiteren Fortführung dieses subjektiven Idealismus zum objektiven Idealismus Schellings mit seiner Betonung der Naturphilosophie; in weiterer Folge wird über diesen der subjektive absolute Idealismus Hegels hinausgehen. Je mehr diese Weltanschauung an Boden gewinnt, desto zurückhaltender wird man überall gegen die alte Aufklärung; doch hält man fest an dem von der „Oberdeutschen“ geführten Kampf gegen den Obskurantismus, wie ihn Jak. Salat vertrat, und betont mit ihm die grundlegende Bedeutung der Kantischen Philosophie. Die Besprechung von Salats Schriften zeigt den Rezensenten als Vertreter des Humanitätsgedankens, der Vierthaler besonders eignet; namentlich „Die Philosophie mit den Obskuranten und Sophisten im Kampfe“ (III. 12. S. 50) versucht, den konservativen Standpunkt festzuhalten und das Vordringen der Lehre Schellings aufzuhalten. Gleichzeitig setzt aber schon die völlige Klärung des Verhältnisses ein, wenn man einerseits sich gegen die Versuche, Kants Lehre volkstümlich zu gestalten, wendet, wie dies der Münchner Professor Socher versucht (III. 8. 1 ff.), andererseits Wagner in einer Reihe von Abhandlungen Kants Bedeutung vom geschichtlichen Standpunkte aus betrachtet. Er kommt nun zum Schlusse, daß Kant allgemein erkannt werden

müsse, da nur auf diese Weise die neuere Philosophie verstanden werden könne; die Bedeutung des Königsbergers bleibt daher voll anerkannt, nur möchte man nicht auf dem alten Standpunkte stehen bleiben, sondern über Fichte und Schelling zur modernen Weltanschauung führen. (A. I. 380, 435; II. 33.) Folgerichtig mußten daher auch die Schriften von Bardili, eines Gegners der Kantischen Philosophie, entschiedene Ablehnung erfahren (A. I. 106), besonders scharf wird die Tonart in einer Erwiderung auf eine günstige Kritik dieses Philosophen in der „Obd. allg. Lit.-Ztg.“, wobei die gegensätzliche Stellung der beiden Zeitungen und Wagners persönliche Beteiligung an dem Streitfalle das Ihrige beitragen. Diese Ablehnung von Bardili war aber auch schon früher (1801, III, 197 ff.) aus den Ausführungen zu erkennen gewesen, mit denen Fichtes „Antwortschreiben an Herrn Professor Reinhold auf dessen in den „Beiträgen“ enthaltene Sendschreiben an ersteren“ behandelt ist; auch diese Rezension beweist die Sicherheit, mit der man die Entwicklung der Philosophie verfolgte.

Von Fichtes Werken selbst kommt bloß „der geschlossene Handelsstaat“ in Betracht, der (1801, III. 191) ausführlich besprochen ist und in allen seinen Teilen als Werk von einer von dem Verfasser selbst noch nie erreichten Vollendung gilt, sowohl an konsequenten Ableitungen aus den Prinzipien, an Präzision des Ausdruckes und lichtvoller Darstellung, dem nur Schellings „System des transzendentalen Idealismus“ an die Seite gestellt werden könne. Dem gegenüber drückt allerdings Wagner gelegentlich der Anzeige eines „offenen Handelsstaates“ von Hestermann (1802, 5. S. 3) seine Verwunderung aus, daß Fichte nicht mehr Gegner seiner paradoxen Schrift gefunden habe. Er ist der Meinung, daß man bloß Fichtes Theorie vom Eigentum umzustoßen brauche, um die ganze Schrift zu widerlegen. Eine Gegnerschaft zur Philosophie Fichtes ist damit jedoch nicht begründet, sie gilt ebenso wie die Kants als historisch gewordene Grundlage der neuen Lehre, die abgeschlossen und überwunden ist. In diesem besonderen Falle will Wagner eben mit seiner eigenen Rechts- und Staatsphilosophie zu Worte kommen.

Als besonders wertvolles Werk wird das „System der Natur- und Transzendentalphilosophie“ von Schad (A. I. S. 749 ff.) begrüßt; man erkennt hierin den Verfasser als Nachfolger Fichtes, der sich dadurch nicht nur besondere Verdienste um die Verbreitung dieser Philosophie erworben habe, sondern in hervorragender Weise auf Schellings „vollständig organisierte Ansicht des Universums“ vorbereite, so daß es unmittelbar in die in dessen „Bruno“ dargestellte Weltanschauung einführe. Somit haben wir den Schwerpunkt der Lit.-Ztg., die von Wagner selbst ausgehende Wirksamkeit für Schelling, erreicht. Schon vorher (1801, IV. 200) war das „System des transzendentalen Idealismus“ eingehend gewürdigt worden. Es ist das Werk, in dem Schelling das Subjektive oder Ideale und das Objektive oder Reale als zwei Gegenpole einander gegenüberstellt, die sich wechselseitig voraussetzen und auf deren

gegenseitiger Übereinstimmung das Wissen beruhe; in dem Ausgehen vom Subjektiven und der Lösung der Frage, wie das Objektive mit diesem übereinstimme, hatte er das Wesen der Transzendentalphilosophie erblickt. Unseren Rezensenten sehen wir schon da mit vollem Verständnis auf diese Idee eingehen, er holt das Wesentliche deutlich heraus und weist auch auf die ausgezeichnete methodische Durcharbeitung des Stoffes hin. Deutlich arbeitet er bereits die drei Teile der Schellingschen Lehre heraus, die in der für die Romantik bedeutsamen Theorie der Kunst gipfelt, die durch freies geistiges Schaffen die Vereinigung des Subjektiven und Objektiven das Kunstwerk gestaltet. Im einzelnen hält sich die Besprechung ziemlich eng an den Inhalt des Werkes und bringt diesen recht klar zum Verständnis.

Schellings „Bruno“, nach Jordano Bruno genannt, weil hauptsächlich dessen Gedanken neben Platonischen Ideen zugrunde liegen, heißt (A. I. S. 465 ff.) „das herrlichste Werk eines Geistes, der unser Zeitalter teils drückt, teils erregt“. Das eingehende, drei volle Stücke umfassende Referat zeugt von ausgezeichnetem Verständnis und klarer Wiedergabe der Hauptgedanken des Originals; es zeigt, wie Wagner sich in Schellings Ideen hineingelebt hat und diese dem Leser nahezubringen versteht. Es ist eine bedeutende Arbeit, die dem Rezensenten und der Salzburger Lit.-Ztg. alle Ehre macht.

Im zweiten Bande der Annalen (A. II. S. 561 ff.) nimmt Wagner anlässlich der zweiten Auflage von Schellings „Ideen zu einer Philosophie der Natur“ Gelegenheit, an der Hand dieses Werkes eingehend Schellings Naturphilosophie zu besprechen. Wieder liegt eine gründlich durchgearbeitete Besprechung vor uns, die insbesondere Schellings Gottesbegriff und seine Auffassung der Natur als einer Vereinigung der Endlichkeit (Raum) und Unendlichkeit (Zeit) durch Indifferenz (Bewegung) klarzumachen unternimmt, worauf die eigentliche Transzendentalphilosophie sich gründet.

Der Besprechung dieser selbst ist die Rezension von Schellings „Neue Zeitschrift für spekulative Physik“ (A. I. 557 ff.) gewidmet. Wieder stehen wir vor einer großen, über 30 Spalten füllenden Abhandlung, die in der Absicht, Schellings Philosophie möglichst deutlich werden zu lassen, diese Form der Besprechung rechtfertigt, umso mehr als dem Gedanken Ausdruck verliehen ist, daß ein philosophisches System nicht lediglich nachgesprochen werden kann, sondern im Geiste des Lesers selbst neu geschaffen werden muß, um wieder lebendig zu werden; dies geschehe durch philosophische Reflexion oder intellektuelle Anschauung. In der Tat finden wir den Geist der Schrift selbst vorzüglich wiedergegeben und die an verschiedenen Orten geäußerten Gegenansichten von Reinhold und Bardili eingehend widerlegt. Mit gleicher Sorgfalt und unverkennbarer Begeisterung wird auch das zweite Heft dieser Zeitschrift (A. I. 763 ff.) besprochen.

Hegel ist in diesen Jahren bekanntlich unmittelbarer Mitarbeiter an Schellings Bestrebungen und ebenso wie dieser über Fichte hinausgegangen, so daß er 1801 in seiner Schrift „Differenz des Fichteschen und Schellingschen Systems der Philosophie“ darlegt, daß Schelling den subjektiven Idealismus Fichtes zum subjektiv-objektiven, also absoluten Idealismus weiterentwickelt habe. Wagner betont nun in seiner Beurteilung (1802. VI. S. 9) die vorzügliche Darstellung des Fichteschen Systems und zeigt klar den Weg, der von Fichte zu Schelling führt, er zeigt, wie Schelling Fichtes System vollendet, indem er das Objekt zu gleicher Würde wie das Subjekt erhebt und beide vereint das Absolute bilden. Daß es ohne Kampf gegen Bardili und Reinhold nicht abgeht, welche die Philosophie auf die Logik reduzieren möchten, nimmt uns nicht wunder.

Schelling und Hegels gemeinsames „Kritisches Journal der Philosophie“ wird ebenfalls von Wagner in seiner Bedeutung voll gewürdigt (1802, IX. 3). In dieser sowie in weiteren drei Besprechungen, deren erste ausnahmsweise nicht von Wagner stammt, wird entsprechend der dem Rezensenten eigenen Auffassung der Gegensatz zu Kant und Fichte immer stärker betont, wie dies auch im Journale selbst deutlich ausgesprochen ist. (A. I. 161, A. I, 287, A. II. 145.)

Gegenschriften gegen Schelling und Hegel, z. B. „Kritiken und Auszüge nebst Briefen“ von einem Ungenannten (A. II. 65) werden meist kurz und unwillig abgefertigt, gelegentlich aber auch in ausführlicher Rezension entschieden widerlegt, wie eine Darstellung von Schellings Lehre mit dem Nebentitel „oder das Ganze der Philosophie des absoluten Nichts“ nebst Briefen von F. H. Jakobi von Frdr. Köppen, und dies umsomehr, als Jakobi als verdienter Verkünder der Kantschen Philosophie hochgeschätzt werden möchte, Köppen aber dessen Briefe zur Widerlegung Schellings heranziehen will. Auch Kajetan Weillers Schriften, die den Kantschen Standpunkt festhalten wollen, werden in dieser Hinsicht scharf bekämpft, der gereizte Ton mag durch das Buch selbst mitbedingt sein.

Von den eigentlichen Naturphilosophen, die dem Kreise der Romantiker unmittelbar nahestehen, zieht Steffens durch die „Beiträge zur inneren Naturgeschichte der Erde“ das Interesse auf sich und wird von Wagner (1802, I. 61), dessen eigentliches Arbeitsfeld auf demselben Gebiete lag, ausführlich gewürdigt. Das Werk erscheint ihm als wertvolle Anwendung der Schellingschen Lehre auf das Gebiet der Naturphilosophie, weshalb der Versuch dieses geistvollen Werkes, die empirischen Naturforscher zur Prüfung der philosophischen Naturlehre zu veranlassen, um so dankenswerter erscheine. Steffens' Ergebnisse anerkennt er als ungezwungene Kombination erwiesener Erfahrungen mit philosophischen Ideen.

Die besondere Wirksamkeit Wagners für die Lit.-Ztg. wird es rechtfertigen, wenn wir seinen in diesen Jahren erschienenen Werken ähnliche Aufmerksamkeit erweisen wie Vierthaler. Sie

sind durchwegs günstig aufgenommen, auch die aus der Zeit vor seiner Bekanntschaft mit Vierthaler; seine Rezensenten sind dieser selbst und Schallhammer. Sein Jugendwerk, das „Wörterbuch der Platonischen Philosophie“ ist schon (1800, I. 137) recht vorteilhaft besprochen, die Schwierigkeit einer solchen Arbeit ist voll gewürdigt und der Erfolg hervorgehoben, daß man sich mit Hilfe dieses Buches eine richtige Vorstellung von dem Geiste der Philosophie Platos machen kann. Dasselbe gilt auch von seiner Schrift „Über Fichtes Nikolai, oder Grundsätze des Schriftstellerrechtes“ (1801, IV. 337), wo einige sehr bemerkenswerte Grundsätze über die Sprache des Schriftstellers hervorgehoben werden, namentlich daß er darauf bedacht sein müsse, daß er aus dem kleinen Kreise einiger Individuen in die große Sphäre der schriftstellerischen Wirksamkeit heraustrete, in die Welt der Kunst und Wissenschaft. Dasselbe gilt von den Grundsätzen über das Verhältnis des Schriftstellers zum Publikum; dabei ist man allerdings nicht ganz einer Meinung mit Wagner, wenn dieser erklärt, Humanität des Umganges gehöre zwar ins Leben, nicht aber in den literarischen Verkehr; human zu sein müsse auch hier oberstes Gesetz sein.

Der Roman „Lorenzo Chiaramonti, oder Schwärmereien eines Jünglings“ hat Vierthaler (1802, III. 15) rezensiert. Es ist ein Werk ganz im Sinne der älteren Romantik mit ihrem göttlichen Nichtstun, dem Schwärmen in Betrachtung der Kunst und Philosophie, durch das der junge Schriftsteller der von Tieck und Novalis begründeten, von Goethes „Wilhelm Meister“ maßgebend beeinflussten Richtung seinen Tribut zollt. In diesem Sinne ist das Werk auch erkannt und charakterisiert, nach Vierthalers Art zu rezensieren größtenteils in Zitaten dargelegt.

Die weiteren Werke, die wir antreffen, stellen Wagners schriftstellerische Wirksamkeit in Salzburg dar und haben für uns eigene Bedeutung. Es ist vorerst die „Theorie der Wärme und des Lichtes“. Nach einer ausführlichen Ankündigung der Verlagsbuchhandlung Breitkopf und Härtel in Leipzig im Maiheft 1802 bringt Schallhammer im Dezember die eingehende Besprechung. Der an sich unzureichende Versuch, an Stelle der mechanischen Lichttheorie Eulers und der chemischen Newtons eine rein dynamische zu setzen, in der das Licht als etwas Ursprüngliches und einfache Äußerung der Expansionskraft erscheint, bietet im einzelnen interessante Ausführungen, namentlich wenn der Autor versucht, die Kräfte nicht als bloße Eigenschaften, sondern als ein selbständig Tätiges im Wechselspiel mit einander darzustellen, was nicht bloß einen logischen, sondern auch einen dynamischen Grund der Erscheinungen in sich trägt. Schallhammer rühmt in der Rezension zwar die Reinheit, mit der diese Ansichten dargestellt sind, ist begeistert von der Neuartigkeit der Erklärung selbst, hält aber mit seinen Bedenken nicht zurück, ohne die Unhaltbarkeit einzelner Punkte selbst richtig nachweisen zu können. Mit Recht wird dieses Werk als Auftakt zu größeren nachfolgenden Darstellungen des Wesens der Natur betrachtet, dem eine groß angelegte

Naturerklärung folgen soll, die das ganze System der Natur von ihren einzelnen Erscheinungen zum geistigen Prinzip hinaufführen soll. Die Lösung dieses Problems der Naturphilosophie unternimmt Wagner in seinem Hauptwerke dieser Jahre, in dem Buch „Von der Natur der Dinge“ (rez. A. II. 289—368).

Der tatsächlichen Bedeutung dieses Werkes wird auch die Rezension vollkommen gerecht, denn man erkennt, daß Wagner hierin eine universelle Darstellung des Idealismus geschaffen hat, mit der er bewußt über seinen Meister Schelling hinausgeht und seine eigene Philosophie begründet, die er dann später der Schellings entgegenstellt. In diesem Sinne wird auch dargetan, daß der Verfasser es als erster unternimmt, die Theorie der Naturerkenntnis zu einer Totalität zu erheben, die darin besteht, daß die schaffende Kraft sich in keinem Endlichen erschöpft, während selbst wieder kein Endliches die Vollendung erreichen kann. Diese Philosophie faßt die beiden Kreise des Idealen und des Realen in dem Augenblicke zusammen, als sie bei Betrachtung des einen an den Punkt gelangt, wo beide im Unendlichen zusammentreffen. Hierin hatte Wagner an Steffens angeknüpft, der das Ideale und Reale von Anfang an dem Universum entgegensetzt, das selbst die Urbedingung alles Endlichen bildet. Daher kommt Wagner zur Erklärung: Der Geist gestaltet sich in der Natur, bildet sich in der Natur ab, die Natur wiederholt sich im Geiste; sie verhalten sich wie positiv und negativ, je nachdem man willkürlich von dem ersten oder zweiten ausgeht; im Universum selbst ist kein Anfang, es ist ewig. So wird ihm die Mathematik zum Ausdruck seiner Weltvorstellung, wie er sie in späteren Werken ausführlich gestaltet. In der Einzeldarstellung geht er vom Realen aus, dieses führt ihn zur Theorie der Natur; über diese Betrachtung natürlicher Vorgänge gelangt er zur Psychologie, eine für seine Zeit sehr bedeutende Errungenschaft, wodurch ihm diese Wissenschaft zur Darstellung der Vereinigung des Realen mit dem Idealen wird, zur Lehre von der Durchgeistigung der Natur. In Verfolgung dieser Idee gelangt er zu seiner Auffassung von der Kunst als Schlußpunkt geistiger und realer Betätigung, als Vollendung des Idealen in der Natur. So trifft er auf diesem Wege mit der Theorie der romantischen Kunst zusammen, die von der Persönlichkeit des Künstlers ausgehend im Kunstwerke den Ausdruck für diese findet. Als naturphilosophisches Werk bedeutet es eine durchgreifende Vereinigung der bisher in Physik, Physiologie und Psychologie zerrissenen Naturerkenntnis, das von dem Rezensenten mit Recht als epochemachend bezeichnet werden konnte.

Das in Salzburg vorherrschende Interesse für Erziehungsfragen führt auch Wagner zu einer „Philosophie der Erziehungskunst“ (rez. A. I. 529). Mit diesem Werke, das ausführlich und mit verständnisvollem Eingehen auf die Ideen des Verfassers besprochen ist, bereichert Wagner Salzburgs pädagogische Literatur um ein bedeutungsvolles Werk. Seinem Wesen als Naturforscher treu, geht er darin von dem Parallelismus der physischen und gei-

stigen Natur des werdenden Menschen aus. Mit Vierthaler übereinstimmend ist seine Abneigung, die Erziehung in ein Schulsystem zu zwingen, sie soll frei sein wie der Zögling, den sie bilden soll; über diesen hinaus erhebt er sich jedoch, wenn er seine Theorie der Erziehung aus der Naurphilosophie herausholt. Hier wird bedeutsam, wenn er nachweist, daß das Kind von selbst bis zu einer Vorstellung ohne Bewußtsein gelange und die Tätigkeit des Erziehers damit beginnt, daß der innere Organismus von dem äußeren bewußt getrennt wird; daher kommt er zu der Forderung, daß die Vorstellungen des Erziehers zu Objekten werden müssen, da sie nur dann dem Zögling vermittelt werden können. So wird er zum Gegner des mechanischen und gedächtnismäßigen Lernens und weist den Weg zu den modernen pädagogischen Bestrebungen. Der zweite Teil des Werkes behandelt in besonderer Ausführung die Erziehung zum Staatsbürger, zur Staatsreligion, spricht über wissenschaftliche und ästhetische Bildung, über Leben, Freundschaft und Liebe. Unser Rezensent würdigt das Werk aber nicht bloß inhaltlich, sondern verweist auch darauf, daß es in der Form hervorragend sei durch eine Sprache, die zwischen Poesie und Prosa schwebt, das Ganze in einer Art von Dialog dargestellt ist, wodurch die Darbietung an Unmittelbarkeit außerordentlich gewinne.

Damit stehen wir bereits auf dem eigentlichen Gebiete von Vierthalers Wirksamkeit, der Pädagogik. Daß diese Fragen, sowie die Schulreform im besonderen in Salzburg noch besseren Boden fanden als in den Nachbarstaaten der Habsburger und Wittelsbacher, ist dadurch begründet, daß hier die Regierung des aufgeklärten Fürsten geistliche und weltliche Organe in gleicher Weise und ohne jeden Gegensatz dienstbar machen konnte, außerdem Vierthalers Persönlichkeit und zielbewußte Arbeit den Erfolg sicherte. Hand in Hand damit geht natürlich die Salzburger Literaturzeitung, die sich berufen fühlte, möglichst fördernd zu wirken, denn Vorurteile gegen alles, was von der Aufklärung ausging, gab es auch hier zu überwinden. Errungene Fortschritte werden jederzeit ausführlich gewürdigt, auch der Blick auf die weitere Umgebung gelenkt, so auf Kindermanns Wirken in Böhmen (gelegentlich der Nachricht von dessen Tode 1801, III. 175). In München ist Weiller in dieser Zeit führender pädagogischer Schriftsteller und auf diesem Gebiete sieht man in ihm einen wertvollen Mitkämpfer, wenn er gleich in seiner Philosophie an dem Kant-Fichteschen System gegenüber Schelling festhält. Daher findet sein „Versuch einer Jugendkunde“ und eine Rede „über den Unglauben, der in unseren Schulen gelehrt wird“ (1802, V. 35) in eingehender Besprechung volle Würdigung seines Standpunktes. Seine Grundlagen eines auf die Natur des jungen Menschen berechneten Schulplanes hatten schon vorher weitgehende Beachtung gefunden. Diesmal gilt es als Hauptsache, daß Weiller die Forderung erhebt, daß die Pädagogik wissenschaftlich behandelt werden, selbst zur Wissenschaft erhoben werden müsse, bevor die

Entwicklung des Erziehungswesens als gesichert gelten kann, eine Forderung, die ganz besonderer Hervorhebung wert ist, da die unmittelbare Gegenwart noch an der Erfüllung dieser Forderung zu arbeiten hat. Daß der Verfasser insbesondere in der Frage der Naturgemäßheit der Erziehung auf Rousseau zurückgeht, wird sehr begrüßt und daher die Arbeit als grundlegend für diese Wissenschaft eingeschätzt; nur den Wunsch kann der Rezensent nicht unterdrücken, daß einige Punkte durch den transzendentalen Idealismus eine andere, höhere Ansicht erhalten möchten.

Die Besprechung des zweiten Werkes von Weiller gibt einen Einblick in die Schwierigkeit, die einer modernen Schule von allen Seiten entgegenstanden. Das alte Schlagwort vom Unglauben, der durch die Schulreform und auf den höheren Schulen durch das Vordringen der Kantisch-kritischen Philosophie eingeführt werde, ist noch gar mächtig; daher erscheint sein Verdienst um so größer, wenn er für Wahrheit, Redlichkeit und Weisheit eintrete und den Kampf gegen die namentlich von Augsburg ausgehenden Gegner führe.

In den weiteren wichtigen Besprechungen führt Vierthaler selbst das Wort. Er schätzt Pestalozzi als bedeutenden pädagogischen Reformator (1802, XI. 78 ff.), ohne jedoch in allen Einzelheiten mit ihm völlig übereinzustimmen. Insbesondere betont Vierthaler diesem gegenüber noch stärker die Wichtigkeit einer bedeutenden Lehrerpersönlichkeit, von der der gesamte Unterricht getragen sein müsse. Er vertritt weiter seinen Standpunkt, daß der Geistliche zwar zu hervorragender Mitarbeit in der Schule berufen sei, daß er gemäß seiner besseren Bildung dem Lehrer Anregung und Unterstützung bieten solle, daß aber in der Schule der Lehrer selbst die Hauptperson bleiben müsse. Daher warnt er vor der Richtung, die darauf hinaus will, die Schulverbesserung bloß durch die Geistlichkeit durchführen zu lassen. Auch das sonst in Vierthalers Schriften und Wirken sich zeigende Bestreben, den Lehrer wissenschaftlich und gesellschaftlich zu heben, auf regelmäßigen Schulbesuch von Staatswegen zu dringen, tritt wiederholt zutage (A. I. 153). Nicht unbeachtet darf bleiben, daß auch der Taubstummenunterricht in seiner großen Bedeutung gewürdigt wird, wobei man sich sehr gut über die verschiedenen Methoden dieses Unterrichtszweiges orientiert zeigt (A. I. 404).

Vierthalers eigene „Elemente der Methodik und Pädagogik“ sind (A. II. 617) in unmittelbarem Zusammenhang mit Wagners „Philosophie der Erziehungskunst“ gebracht, indem hervorgehoben wird, daß Vierthaler in seinem Werke sich ebenso wie dieser dagegen wendet, daß die Erziehung zur bloßen Technik werde. Die Art der Durchführung mußte natürlich verschieden ausfallen, da es nie Vierthalers Absicht gewesen war, ein geschlossenes System aufzubauen, sondern er den in seiner persönlichen Ausbildung stehenden Schulmännern bloß zweckmäßige Anleitungen geben wollte. Durch die Worte Goethes „wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen“ wird der Geist des Büchleins charakterisiert

und Vierthalers Persönlichkeit, die man auf jeder Seite hervortreten sieht, die auch mit warmen Worten gezeichnet ist, bürgt dem Rezensenten dafür, daß auch ohne wissenschaftliche Form und geschlossenes System ein Gehalt und eine Einheit zustande kommt, die mit dem Mangel einer Theorie völlig aussöhnt und umsomehr gefallen muß, wo es darum zu tun ist, Menschen für Menschen empfänglich zu machen. Von besonderer Bedeutung erscheint auch, daß es geeignet ist, den Geist der Künstelei aus der Schule zu verbannen und die Rechte einer gesunden Natur zum Durchbruche bringt.

Über den Zustand der Schulen in Salzburg gibt eine Reihe von statistischen Nachrichten, namentlich im 3. Jahrgange, Aufschluß und bildet eine wichtige Quelle für die Schulgeschichte Salzburgs, die in maßgebenden neueren Schriften bereits gebührend berücksichtigt wurde. Im 10. Hefte dieses Bandes (S. 84) ist auch die Schulverfassung für Bayern abgedruckt. Die von Rumppler verfaßte, in der Neubearbeitung von Hochmuth heute noch unentbehrliche „Geschichte des Salzburgerischen Schulwesens“, die Nachrichten über das heimische Schulwesen seit den ältesten Zeiten sammelt, erfährt ebenfalls in den „Annalen“ (II. 193) gute und gerechte Aufnahme.

Von den Vertretern der deutschen Dichtung gehört Herder bereits der Vergangenheit an, so daß seine Persönlichkeit und seine Schriften nur in ihrem Geiste nachwirken und diese Hochachtung läßt auch dort, wo man mit ihm nicht mehr völlig übereinstimmt (1802, X. 26), eine strengere Beurteilung nicht aufkommen. Dagegen hat Wieland durch seinen „Aristipp und einige seiner Zeitgenossen“ (1801, III. 225) noch Gelegenheit, als der Liebling des Publikums gepriesen zu werden. Man ist gewohnt, „den umfassenden Feuerblick unseres alten Wieland, der das dunkelste Blatt der Geschichte des Menschen liest, zu verehren, seinen Pinsel, der mit Zaubergewalt Gemälde vor unsere Augen schafft, deren Wahrheit das Auge blendet und das Herz erhebt, zu bewundern“. Es ist ganz derselbe Ton, in dem auch die „Oberdeutsche Lt.-Ztg.“ gewohnt war, von Wieland zu sprechen. Dasselbe Verhältnis zeigt sich auch gegenüber den kleineren Erscheinungen der Literatur des Tages: Lavater ist gelegentlich seines Ablebens Gegenstand zahlreicher und herzlicher Bezeugungen des Dankes der literarischen Welt; Matthison ist auch hier wie allgemein in Oberdeutschland der Tribut des ganzen Zeitalters gezollt, das dessen Lyrik ganz allgemein weit über Gebühr einschätzte und wo möglich Goethe an die Seite stellte. Diese Stimmung hält sogar noch in der Zeit der „Annalen“ (II. 609) ungeschwächt an, was sich gelegentlich einer Anthologie, in der auch Gedichte anderer Lyriker aufgenommen sind, zeigt. Auch gegenüber den verschiedenen Almanachen, in denen ja immer Wertvolleres neben Schwächerem zu finden ist, wird kein besonderer Standpunkt eingenommen. Sucht aber der Rezensent doch einmal ein begründetes Urteil zu geben, dann kommt er zu dem traurigen Schluß, daß das Zeitalter

so fern von Homer als von der Kunst sei (A. II. 452). Ja selbst in Schlegels eigenen Dichtungen findet man keine Verwirklichung seiner geistreichen und für die romantische Kunsttheorie grundlegenden Ideen; mutlos könnte der Rezensent werden, wenn er über manches Werk, das Anspruch auf Kunst macht, eine Kritik liefern soll. Da findet noch eher die alte Idyllendichtung von Voß Zustimmung. An sich ist diese Einschätzung nicht bemerkenswert, da auch anderswo Voß, insbesondere seine „Luise“ neben Goethes „Hermann und Dorothea“ gereiht wurde. Interessant und literarisch wertvoller ist jedoch die eingefügte Erklärung über die idyllisch-epische Dichtung. Diese Darstellung (1801, IV. 209) spricht von der Entzweiung zwischen Mensch und Natur und der Sehnsucht, zwischen beiden wieder Frieden zu schließen; die Idylle stellt sich nun zur Aufgabe, die Wiederkehr des Friedens der Menschennatur mit ihrer Umgebung zu gestalten, sie gibt sich zu erkennen als poetische Darstellung der objektiven (homerischen) Menschennatur in einem nach Subjektivität strebenden Zeitalter. Diese Darstellungsart, die eine ursprüngliche, sich keines Ideales bewußte Menschennatur zu poetischer Gestaltung bringt, macht diese in einem von jener Natur entfernten Zeitalter zur Idylle. Daher ist nicht die arkadische Unschuldswelt, nicht das Landleben das Wesentliche der Idylle; die Idyllenwelt soll gar nicht, genau wie die epische, unschuldig in unserem heutigen moralischen Sinne sein, sonst wird sie so arm als Geßners Schäferwelt, notwendig dagegen ist, daß in ihr kein Bewußtsein einer Schuld, eines Gegensatzes des Menschen zur Natur erwacht ist, zu werten ist dieses Menschenleben nicht nach moralischem Maßstabe, sondern nach ästhetisch-physikalischem Urteile. Daß der Dichter das Landleben meistens als Gegenstand wählt, ist dadurch begründet, daß es ihm das Stadtleben schwerer macht, die Natur in ihrer Geschlossenheit darzustellen, in der sie der Kunst nicht bedarf. In diesem Sinne wird die Idylle eine Vorstufe zur idealischen Poesie, das ist jener Dichtkunst der Zukunft, die die echte romantische Kunsttheorie herbeiführen möchte.

Sollen nun die Werke der Begründer der romantischen Schule, der Brüder Schlegel selbst nach dieser Auffassung gewertet werden, so muß ihre Kunst weit hinter diesen hohen Forderungen zurückbleiben. Diesen Mangel kann auch der Ruhm des Namens nicht verdecken. Zwar bringt man den Begründern des „Athenäums“ volle Sympathie entgegen, schätzt sie persönlich aufs höchste, mißt der Zeitschrift selbst außerordentliche Bedeutung bei, aber im einzelnen unterläßt man nicht, die Gegensätze auszusprechen, namentlich das Mißfallen an dem von den beiden Brüdern geübten Duumvirat (1. u. 2. Bd., 1800, I. 329 ff., 3. Bd., 1801, I. 113). So sehr man es begrüßt, daß die Herausgeber ihre Meinung ohne Rücksicht auf die anderer zum Ausdruck bringen, vermißt man die nowendige Objektivität der Urteile. Die einzelnen Aufsätze sind in ihrer Bedeutung zu allermeist richtig erfaßt, namentlich Wilhelm Schlegels Gespräch über die Sprachen, in

dem man Einfluß von Klopstock vermutet, die ebenfalls von Wilhelm stammenden Beiträge zur Kritik der neuesten Literatur und die Elegie „Die Kunst der Griechen“. Letztere wäre gut aufgenommen, nur werden entschieden die ungezügelte Freiheit, mit der Schlegel die Sprache behandelt, und die Härten im Versbau ganz rückhaltlos getadelt. Die von beiden Brüdern stammenden „Fragmente“ finden nur ganz bedingte Anerkennung, man erkennt vieles bloß als Wortspiele und Paradoxes, das von einer Sucht nach Originalität erzeugt ist. Ebenso ergeht es den „Elegien aus dem Griechischen“, die sich nach Goethes Römischen Elegien schwer durchsetzen dürften. Merkwürdig kurz ist Friedrichs „Über Goethes Wilhelm Meister“, einer der wichtigsten Beiträge, abgefertigt, dagegen ist der Aufsatz „Über die Philosophie an Dorothea“ als besonders bedeutend hervorgehoben. Die Besprechung des dritten Bandes hält an dem bereits gefällten Urteile fest, findet hier noch dasselbe Leuchten des Genies, dasselbe Ringen nach Originalität, aber auch das Streben nach Alleinherrschaft und Macht, nach Willkür zu verdammen oder zu vergöttern. Man bedauert, daß die Schlegel die nachteiligen Eindrücke nicht beachten oder beachten wollen, die ihr Verfahren auf das Publikum macht. Im einzelnen ist man in dem „Gespräch über die Poesie“ von Friedrich Schlegel mit der Idee, daß die Erde ein Gedicht der Gottheit sei, nicht einverstanden, will man gleich nicht das ganze Leben zur Poesie werden lassen, so ist man doch der Meinung, daß ein gewisses Maß von Poesie zum Genusse des Lebens notwendig ist. Auch mit der Idee, aus dem Idealismus der Zeit eine neue Mythologie zu gestalten, kann man sich mit Recht nicht befreunden und fürchtet, der Verfasser möchte sich zu weit von der Erde erheben und sich in finsternen Wolken der Mystik verlieren. Der übrige Inhalt dieses Aufsatzes und der „Versuch über den verschiedenen Stil in Goethes Werken“ findet widerspruchslose Anerkennung, dagegen richtet man sich entschieden gegen die übrigen Mitarbeiter und Friedrich Schlegels „über die Unverständlichkeit“, was man als literarischen Mystizismus und Apologie desselben bezeichnet. Auch die berühmten „Hymnen an die Nacht“ von Novalis finden keine Anerkennung, sie heißen bloß eine Schwärmerei, die sich nach der ewigen Nacht sehnt und exzentrische Empfindungen in schwülstige Worte kleidet, unter deren Geweben der Geist des Erhabenen verschwindet. Die „Lebensansicht von Sophie B. (Bernhardi) läßt man ebenfalls nur bedingt gelten „als mystisches Helldunkel aus der neuen Philosophie“. Von Sonetten druckt man das über das Athenäum selbst ab.

Denselben „Schlegelianismus“ findet der Rezensent auch im *Musena!manach* für das Jahr 1802 (1802, II. 40), in dem man den holden Genius des Schillerschen, als dessen Nachfolger dieser Almanach erscheinen soll, vermißt. Man sieht darin Bemühungen der Brüder Schlegel, ihre Apotheose zu beschleunigen, und fürchtet, daß die Mystik des Jakob Böhme sich mit Gewalt in die Gefilde der Musen eindringen will und durch fanatische Intoleranz sich

behaupten dürfte. Diese Stellung ist wesentlich für die Literaturzeitung und findet ihre Begründung in der Entwicklung des Geisteslebens, das auf dem Wege über die Philosophie des Kritizismus und Schellings zur Romantik gelangte, während das Geheimnisvolle die ehemaligen Träger der Aufklärung in Salzburg kalt ließ. Die persönliche Hochschätzung für die Schlegel kommt jedoch auch hier wieder zum Durchbruch, wenn es heißt: „Freunde der Schlegelschen Muse wissen, daß sie für manche Indezenz Verzeihung verdient und auch gerne erhält, weil sie durch meisterhafte Stellen wieder schadlos hält“.

Die schwerste Aufgabe für unsere Zeitung war es wohl, der „Luzinde“ gerecht zu werden, jenem Roman von Friedrich Schlegel, der von der einen Partei hochgepriesen wurde als Meisterstück und Evangelium der Romantik, von den Gegnern ob seiner Unmoralität aufs tiefste verdammt wurde. Hier verdient vor allem hervorgehoben zu werden, daß die Lit.-Ztg. nicht wie die „Oberdeutsche“ von vornherein jeder Besprechung auswich, die überhaupt kein Schlegelsches Werk zur Anzeige bringt, um einen Gegensatz zu vermeiden. Und wenn in Berlin Schleiermacher zum Entsetzen der moralischen Welt seine „vertrauten Briefe über Luzinde“ herausgab, unternahm es auch Vierthaler, eine Besprechung des Romanes sowie der „Briefe über Frdr. Schlegels Luzinde zur richtigen Würdigung derselben“ von Vermehren zu bringen (1801, I. 209 ff.). Der Rezensent des Romanes äußert frei seine Meinung und gibt eine kurze Einführung in den Inhalt, wobei er in der Idylle vom Müßiggang die eigentliche Tendenz ausgesprochen findet, die darin bestehe, eine Schilderung der Natur der Liebe und ihres Glückes zu geben. Aber er vermißt darin die „Herrschaft der Gottheit der Venus Urania, wie sie von ihren Grazien mit dem himmlischen Gürtel geschmückt wird“, und erkennt dafür Mystik des Materialismus, wodurch ihm der Verfasser zum Priester der irdischen Venus wird, über die das Tribunal der Sittlichkeit den Stab brechen muß. Könnte das Ganze als Kunstwerk seinen Rang behaupten, so wäre es für Tiberiusnaturen ein wertvolles Besitztum; aber auch als Kunstwerk kann es nicht gewertet werden, da „Sünden wider die Gesetze der physiologischen Natur des Menschen, zu hohe Ausflüge in die Welt der Idealität und darauffolgendes zu tiefes Heruntersinken aus deren Wolken keinen Anspruch auf diesen Namen geben, obwohl sich einige Szenen bis zu dieser Höhe erheben“. Durch diese Gegenüberstellung von Kunst und Sittlichkeit wird der Rezensent nicht nur der romantischen Kunsttheorie vollkommen gerecht, sondern gelangt auch zu einem objektiv wertvollen Urteil über das Werk, das auch heute in voller Geltung bleiben kann. Vermehrens Briefe, mit ihrer Absicht, die Idee des Romanes auch dessen Gegnern näher zu bringen, finden demgemäß willkommene Aufnahme, da sie darzulegen suchen, daß Schlegel die Absicht hatte, reine, geläuterte Liebe darzustellen, die im Stande der unentweiheten, heiligen Natur sich über alle Konvenienz, wodurch das sogenannte

Schickliche erst zur Dezenz wird, erheben kann. Man anerkennt daher die Bemühungen Vermehrens, die übrigen Erscheinungen des Romans mit dieser Grundidee in Zusammenhang zu bringen, sowie die Aufrichtigkeit, daß derselbe nicht als unbedingter Anbeter des Verfassers der Luzinde auftritt und ihn selbst von dem Vorwurfe einer üppigen, unsittlichen Behandlung des Stoffes nicht freisprechen will.

Eine zusammenfassende Darstellung der allgemeinen Lage unserer Literatur, namentlich die Auffassung unserer klassischen dramatischen Dichtung, gibt Wagner in einem breit angelegten, unter der Rubrik Ästhetik eingereihten Aufsätze gelegentlich der Besprechung von Goethes „Mahomet“ und „Tankred“, nachdem er bereits im Jahre 1801 von Nürnberg aus Rezensionen über Schillers Wallenstein und Jungfrau von Orleans für die Zeitung geschickt hatte. Wir fassen diese Arbeiten hier unter einem Gesichtspunkte zusammen und schließen daran die Beurteilung von Friedrich Schlegels „Alarkos“, um ein einheitliches Bild zu gewinnen.

Gelegentlich der Ausführungen über die Idyllendichtung haben wir bereits die charakteristische, in der philosophischen Weltanschauung des Rezensenten begründete Auffassung kennen gelernt, der zufolge die Dichtung einerseits die Harmonie, andererseits den Kampf des Menschen mit dem ihm in der umgebenden Natur in Erscheinung tretenden Weltall gestaltet. Die Gegenüberstellung der Erkenntnis, daß die kosmogonischen Philosophen gleichwie das Homerische Epos, also Philosophie und Poesie der altgriechischen Zeit, gemeinschaftlich aus der Humanität, das bedeutet in diesem Falle die Auffassung der Stellung des Menschen innerhalb des Weltalls, ihres Zeitalters hervorgehen, und der Tatsache, daß die moderne Poesie ebenso wie die Philosophie sich von diesem Wesen entfernt habe, gelangt er zu dem Gedanken, das Epos als den idealen Reflex des Universums in der unendlichen Einheit der künstlerischen Persönlichkeit aufzufassen. Daher muß es in seinem Wesen — entsprechend der philosophischen Lehre — immer ein Endliches sein, eine Geschichte, kann die Unendlichkeit nicht in der Extension, sondern nur in der Tiefe ihres Produktes erreichen.

Von dieser Theorie des Epos ausgehend, entwickelt er eine theoretische Darstellung der Dichtung überhaupt, in der sich der romantische Naturphilosoph wieder mehr auf die philosophischen Ableitungen als die durch die Schlegel gegebenen Ansichten stützt.

Er führt aus (A. I. S. 12): „Im Epos tritt ein Teil des Universums als Geschichte vor den Leser, und zwar ist keiner der Faktoren der Welt in ihrer Entwicklung besonders hervorgehoben, sondern beide, die ideale Kraft als menschlicher Wille und die gebundene Kraft als Naturphänomen greifen streng in einander, so daß Menschen zwar etwas beginnen und tun, die Natur aber die Taten der Menschen in sich verschlingt und über Tat und Begebenheit eine verborgene unbegrenzbare Einheit als Schicksal waltet. Aus dem Epos als Einheit der Tat und Begebenheit entspringt denn sogleich durch Isolierung des Menschlichen der Roman und das Drama, jener, indem eine Geschichte bloß als Bildungs-

anstalt eines bestimmten menschlichen Charakters erscheint, dieses, indem ein bestimmter Charakter sich der Geschichte aufdringt. Im Roman ist daher das Schicksal dem Zwecke des Ganzen untergeordnet, im Drama aber erhebt sich das Schicksal gegen die Tat, die sich ihm zum vermessenen Kampfe entgegenstellt.“

Die neuere Literatur ist nun nicht nur vom Epos abgekommen, sondern war bisher noch nicht imstande, die eine oder andere Art völlig von einander zu trennen und dadurch ein wahres Kunstwerk zu schaffen. Denn bloß Shakespeare habe bisher den Kampf der Tat mit dem Schicksal mit inniger Tiefe darzustellen vermocht, während die Franzosen durch Corneille, Racine und Voltaire bloß den Charakter ihrer Nation in tatenlosen, dialogisierten Romanen gut zu deklamieren gewußt hätten. Und wenn die Deutschen vor der Hohlheit der Deklamation bewahrt blieben, so seien sie dafür nach einer anderen Seite von dem Ziele abgekommen, sie „verloren sich in eine Abstraktion von dem echten Drama“, das von der Tat getragen sein soll, so daß wir Handlungen statt Taten und dort, wo die Abstraktion noch weiter geht, statt der Handlung bloß Charaktere gestaltet haben.

Von diesem Standpunkte aus betrachtet er nun vorerst Goethes Werke.

Noch liegt in diesen Jahren „Faust“ bloß im ersten Teile vor, so daß wirklich auch hierin noch nicht so deutlich zum Ausdruck kommen mochte, was Goethe im ganzen zur Darstellung bringt, die erlösende Kraft der sittlichen Tat; daher hat Wagner nicht Unrecht, wenn er „Faust“ als Behandlung eines philosophischen Problems betrachtet. Daß Iphigenie durch ihr offenes Geständnis dem Schicksal eine Tat entgegensetzt, durch die sie den Fluch von dem Hause zu bannen vermag, scheint unbeachtet und nicht erkannt, denn das ganze Stück bleibt außer Betracht. Dagegen erscheinen ihm „Tasso“ und „Clavigo“ rein als Charakterdramen; und wenn er sie auch die trefflichsten Stücke unserer Dichtkunst nennt, sind sie ihm doch nur Abstraktionen des Dramas. In „Götz“ will er allerdings den Versuch erkennen, Schicksal und Tat zu „organisieren“, aber dieser scheint ihm mißlungen, da er als Drama keine Einheit besitzt und unter der losen Verbindung alles dessen, was sich um den Helden drängt, dieser mit seiner eisernen Hand wieder als Charakter mit subjektiver Geschlossenheit dasteht. Auch „Egmont“ erscheint ihm mehr als der Held eines Romanes denn eines Dramas.

Diese in seinen Augen grundsätzlich abzuweisende Entwicklung des Dramas durch Goethe setzt Wagner nun auf Rechnung der deutschen Kultur und deutschen Wesens überhaupt. Er ist aber weit entfernt, in Goethes Werken nicht wertvolle Güter der Literatur zu erblicken. Für die Zukunft hatte er aber gehofft, daß unter dem Einfluß der neuen Philosophie, also im Sinne seiner Kunstauffassung, die deutsche Dichtung ihrer Vollendung entgegengehen werde, als Ausdruck der Stellung des Menschen zum Universum.

Und während er nicht ahnen konnte, daß die Faustdichtung einst diesen Wunsch erfüllen werde, schmerzt es ihn, wenn jetzt Goethe sich dahin verirrt, „das poetische Nichts einer charakterlosen Nation, wie die Franzosen, seines Blickes oder gar seiner Berührung zu würdigen“. Seine Kritik könne daher nichts anderes tun, als die in Rede stehende Bearbeitung von Voltaires „Tankred“ und „Mahomed“ als eine Profanation deutscher Kunst zu erklären, für den Dichter müsse diese Arbeit einen Rückfall in die erste Entwicklungszeit bedeuten, da er noch im Verein mit Wieland französisches Geschwätz den Deutschen verbessert und mundgerecht gemacht habe. Daß in diesem Falle nebenbei Voltaires Stücke wesentlich verbessert wurden, kann für einen Dichter vom Range Goethes natürlich nicht als Verdienst aufgefaßt werden, das den Rückgang in der künstlerischen Gestaltungskraft rechtfertigen könnte.

Wenn Wagner durch diese Betrachtung der dramatischen Kunst auch auf Lessing und Schiller geführt wird, erkennt er in diesen Vertreter wieder einer ganz besonderen Art der Dramenkunst, die er aber von seinem Standpunkte aus ebenfalls ablehnen muß; es ist die Ideendichtung. Lessings „Nathan“ und „Emilia Galotti“ erweisen ihm eine genaue Berechnung des Details und eine logische Kälte des Ganzen, die aus dem Stücke ein ängstliches Werk des Begriffes machen, dessen die Poesie spottet. So wie Lessing erscheint ihm auch Schiller als ein besserer Kunstrichter als Dichter und in dessen Werken findet er den philosophischen Standpunkt des Verfassers sich entdecken, der eine Idee ankündigt und zur Gestaltung bringen will. Wenn wir uns gewöhnt haben, darin die Erfüllung einer besonders wertvollen künstlerischen Forderung zu erblicken, deren Durchführung Schillers dramatische Meisterschaft beweist, lehnt Wagner diese Absicht von vorneherein als unzulässig ab, da sie seiner Philosophie der Kunst widerspricht. Damit sehen wir aber auch den unüberwindlichen Gegensatz zu Schiller, der hier ganz anderen Beweggründen entspringt als bei den Schlegel und ihrem unmittelbaren Anhang. Diese Gegnerschaft zu Schillers Dramen zeigt sich aber schon zwei Jahre früher in den Rezensionen, die er von Nürnberg aus Vierthaler für die Lit.-Ztg. gesandt hatte. Es ist vorerst die des „Wallenstein“ (1801, II. 417). Sie beginnt mit einer Charakteristik der Entwicklung Schillers: alle Epochen der Entwicklung des deutschen Geisteslebens spiegeln sich in dessen Werken wider; den ersten Aufschwung des Zeitalters, wo die Ahnung des Großen und Erhabenen gleich Blitzen durch die Gemüter fuhr, die noch mit den Geistern der Finsternis kämpften, sieht er in den „Räubern“ und in „Fiesko“ deutlich charakterisiert. — „Don Carlos“ gilt ihm als Ausdruck der Lieblingsidee der folgenden Zeit, der Aufklärung, und in demselben sieht er auch dieses Ideal sich in einer schönen Menschheit verkörpern. Dann erkennt er, wie Schiller die neue Philosophie erfaßt und mit ihren Ideen erst in kleineren Dichtungen „metrisch spielt“, weiter sich vom Erhabenen dem

Schönen zuwendet, wobei er in der Folgerung, daß er dadurch zum „Nachahmer des lebensvollsten Dichters unserer Zeit“, Goethes, wird, von seinem Urteil getäuscht wird, besonders wenn er die persönliche enge Fühlungnahme der beiden Künstler in dem Sinne auffaßt, als hätte bloß Schiller durch Goethe gewonnen. Dieser Irrtum beherrscht auch die ganze Auffassung und Rezension des „Wallenstein“ bei Besprechung der Einzelheiten, während sie auf die dem großen Werke zugrunde liegende Idee, die im Prolog selbst ausgesprochen ist und darin besteht, daß die Kunst das in der Geschichte zwischen Haß und Gunst schwankende Charakterbild Wallensteins unserem Herzen menschlich näher bringen solle, gar nicht eingeht. In der Großartigkeit der Ausführung dieser Absicht sieht er bloß überflüssige Ausstattung, dagegen vermißt er die Tat, mit der Wallenstein dem Schicksal entgegentreten sollte; der Charakter des Feldherrn bleibt ihm ein Rätsel, er weiß nicht, ob er Abenteurer oder großer Mann sei; er klagt den Helden an, daß er nach Scheingröße strebe und im Grunde doch klein sei, so daß er zum Helden eines traurigen, aber nicht tragischen Stückes werde. Unter dem Eindruck, daß das Ganze verfehlt sei, kann er auch den übrigen Personen kein Interesse abgewinnen. So bleibt er bei dem Schlusse, daß es Schiller mißglückt sei, ein großes, lebensvolles Gemälde zu gestalten, versucht aber dies aus der philosophischen Veranlagung des Dichters zu erklären, wenn er sagt: „Wem die Ideen so philosophisch rein erscheinen, dem kann es nicht gelingen, ein großes, rein objektives Gemälde hinzustellen, er wird sich nie in der Anschauung verlieren können, um uns ein rein Notwendiges zu geben“.

Dagegen erscheint ihm „Maria Stuart“ als ein Werk mehr lyrischer Stimmung, die Schiller näher liege und ihn das Werk deshalb auch besser gelingen ließ. Wenn er es auch nicht ausspricht, so dürfte die Tatsache, daß Maria in der großen Szene mit Elisabeth selbst ihr Schicksal in die Hand nimmt und besiegelt, ihm, der die tragische Tat sucht, die vielleicht unbewußte Befriedigung gebracht haben.

Die „Jungfrau von Orleans“ ist wiederum völlig von dem Standpunkte der Forderung nach einer Tat, die sich dem Schicksale entgegenstellt, betrachtet, wobei der Untertitel einer romantischen Tragödie noch besondere Veranlassung gibt, diesen Begriff genau festzulegen und zu untersuchen, wie weit derselbe sich auf das Stück anwenden lasse.

In breit angelegter Rezension (1802, III. 3) entwickelt Wagner daher erst den Begriff der Tragödie, wie wir ihn bereits kennen: Kampf des Menschengestes mit dem Schicksal individualisiert zu geben, ist das Wesen der Tragödie. Romantisch wird diese, wenn die schicksallenkende Macht durch unmittelbare Tat verwebt wird, ob die Macht des Schicksals der Feenwelt oder Kronions Wage zu verwalten übertragen sei, ist gleichviel, genug, daß das unmittelbare Hervortreten der Mächte, die das dunkle Schicksal flechten, den Begriff des Romantischen ausmacht. Für die Verwirk-

lichung dieses Problems führt er auch mehrere Möglichkeiten an und stellt endlich die Frage, wie der Dichter diese Aufgabe gelöst hat und was an dem Stücke tragisch ist. Was er als Romantiker nicht eigens auszusprechen braucht und in seinem eigenen Wesen begründet ist, wäre noch die Auffassung und Forderung, daß eine Dichtung Ausdruck der Dichterpersönlichkeit sei, wie sie etwa in Goethes Werken zutage tritt, oder wenn eine machtvolle Persönlichkeit der Hauptperson die Tragödie trage. Schillers Kunstprinzip, seine eigene Person völlig zugunsten seiner künstlerischen Idee zurücktreten zu lassen und als reiner Künstler zu wirken, bleibt daher auch hier von jeder Betrachtung ausgeschlossen, so daß das Urteil von vornherein einseitig entschieden werden muß. Dazu kommt, daß gerade in diesem Drama der Dichter von uns verlangt, daß wir — wie es ähnlich und noch viel stärker bei Friedrich Hebbel zutage treten wird — uns mit seiner Idee identifizieren müssen, hier einer Idee, die der romantischen Weltanschauung von der vollen Auswirkung der Persönlichkeit geradezu widerspricht, da Johanna als von Gott berufenes Werkzeug auf ihre ganze Persönlichkeit verzichten muß und sich in dem Augenblicke schuldig fühlt, als sie für die Zeit jenes Augenblickes als Weib empfunden hat. Will oder kann nun der Rezensent diese Idee nicht erfassen, bleibt ihm als Grundlage des Stückes bloß die äußere Handlung übrig, daß das Schicksal sich des Mädchens bedient habe, den gesunkenen Mut der Franzosen wieder zu heben und das Kriegsglück wieder auf ihre Seite zu bringen, die Krone beim alten Königsstamme zu belassen. Die Jungfrau muß ihm dadurch zum bloßen Werkzeug des Schicksals werden, ihr Los kann auf ihn nicht tragisch, sondern nur traurig wirken, da sie sich ergeben von ihm fortreißen läßt. Fehlt ihm also die Erkenntnis, daß Johanna die Beschuldigung in der Absicht, durch ihre Ergebung ihre Schuld zu büßen, so still erträgt, kann diese Szene auf ihn bloß schwer niederdrückend wirken; er empfindet bloß die Demut oder Ohnmacht, nicht die sittliche Idee der selbstgewollten Sühne, die sie zur Seligkeit führt, wenn sie auch äußerlich zugrunde geht.

Im einzelnen ist jedoch der Blick des Kritikers nicht verschlossen für das Ergreifende mancher Szenen und die treffliche Charakteristik einzelner Personen. Er empfindet, daß der Augenblick, in dem das Gefühl der Weiblichkeit in Johanna erwacht, dichterisch wundervoll gestaltet ist; leider erkennt er darin nicht den Ausfluß Schillers eigener lyrischer Kraft, sondern hält es für „Nachklänge fremden Genies“ und gelangt so zu dem unmöglichen Schlusse: „Schiller ist nicht Dichter“, während er hätte richtig folgern müssen, „Schiller ist nicht romantischer Dichter“. Daß Schiller selbst aber seine Tragödie romantisch nennt, läßt ihn noch weiter ausführen, was Schiller an eigentlich Romantischem geboten habe. Auch hier zeigt sich die Unmöglichkeit einer Übereinstimmung, da jeder der beiden das Wort in verschiedenem Sinne faßt: Schiller in der Bedeutung des Mittelalterlichen, mit seinem religiösen und ritterlichen Empfinden, dem mystischen Streben nach

Gott und dem Glauben an Wunder, Wagner in dem vorhin ausgesprochenen modernen Sinne, wie die naturphilosophische Weltbetrachtung das Ineinandergreifen der Allmacht des Weltengeistes und des Menschenlebens erfaßt, wobei Genien verschiedener Art ins Lebensspiel der Sterblichen eingreifen. Wenn er in diesem Punkte Schiller nicht zubilligt, romantisch zu sein, geht er wohl völlig seine eigenen Wege, denn eine große Zahl von Romantikern selbst der engeren Schule begnügen sich mit weit mehr äußerlich mittelalterlichem Kostüm und bauen allein auf Rittertum und Wunderbares ihre Dramen auf.

An dieser Stellungnahme gegen Schiller ist auch in dem Anna- lenaufsatz noch völlig festgehalten, wo zusammenfassend erklärt wird, es sei Schiller nicht gelungen, das Abstrakte seiner philosophischen Ideen zu realisieren, noch weniger als Lessing, der als Darsteller von Ideen der Anschauung noch näher gestanden wäre als Schiller, der jedoch die Begleitung des Erhabenen für sich habe, was ihm gegenüber der Kälte Lessings die weit größere Wirkung seiner Werke sichert. Auch in diesem Punkte weicht Wagner von der Berliner Romantik ab, da er die gehobene Sprache Schillers und sein Pathos anerkennt, wogegen die Schlegel und ihr Anhang ihn deshalb bekämpften.

Zeigt sich bei den Hauptwerken die Unmöglichkeit, mit Wagners Kunsttheorie Schiller gerecht zu werden, gibt sie ihm als Rezensenten der „Turandot“, der Dramatisierung eines chinesischen Märchens, berechtigten Grund, sie abzulehnen (A. I. 49). Sehr gut ist dabei hingewiesen, wie es Schiller unmöglich war, das rein Märchenhafte wieder als Märchen zu gestalten, ein Versuch, der dem Dichter aus seiner ganzen Veranlagung heraus von vornherein mißlingen mußte; hier findet Wagner auch richtig den Grund in der philosophischen Natur Schillers. Daß einzelne Stellen hohe dichterische Kunst verraten, bleibt ihm auch hier nicht verborgen, wie er dies bei der Besprechung der beiden großen Werke auch stets anerkannt und hervorgehoben hatte.

Für die „Lit.-Ztg.“ selbst wäre nur noch der Vollständigkeit halber nachzutragen, daß das „Lied von der Glocke“ gelegentlich der sehr guten Aufnahme des Schillerschen Musenalmanaches (1800, I. 58) die Krone unter den durchaus gelobten Gedichten dieses Büchleins genannt wird. Diese Rezension ist vermutlich von Vierthaler selbst geschrieben und fällt in die Zeit vor der Verbindung mit Wagner.

Es erübrigt nun bloß mehr die interessante Besprechung von Friedrich Schlegels Drama „Alarkos“, eines Werkes der eigentlichen romantischen Schule und Kunsttheorie (A. II. 253 ff.). Aus einer spanischen Romanze wollte Schlegel eine Tragödie im antiken Sinne, aber in moderner Form geben, in der er auch seine metrischen und musikalischen Künste spielen lassen konnte. Tonmalerei mit verschiedenen Assonanzen sollte dem Stücke eine so starke musikalische Wirkung geben, um über das durchaus

Fremdartige und Gezwungene, nicht zu sagen psychologisch Unmögliche des Inhaltes hinwegzuhelfen. Durch diesen Versuch, das Antike mit dem Modernen romantisch zu verbinden, eine Sache, die in ihrem Wesen von Goethe im II. Teile des Faust mit Erfolg gewagt wurde, hat dieser „Alarkos“ in der Geschichte der Literatur seine Bedeutung, die an Interesse noch gewinnt, daß Goethe dieses Stück auf dem Weimarer Theater, obwohl er es inhaltlich als verfehlt erkannte, zur Aufführung brachte, nur um die gehobene Sprache gegenüber der des Alltags in den Dramen von Kotzebue und Iffland zur Geltung zu bringen, und weiterhin sogar eine abfällige Rezension in der Jenaer Allgem. Lit.-Ztg. unterdrückte. Was dort versagt war, bringt in unseren Annalen Wagner in ausführlicher und wohldurchgearbeiteter Besprechung.

Die gewaltigen Gegensätze, die der Geist der Zeit erzeugt, erscheinen ihm vorerst der Grund dafür, daß auf dem Gebiete der Kunst eine Zerrissenheit sich geltend macht, die zur Künstelei führen muß. Diesen Gegensatz sieht er in der Poesie Schillers auf der einen Seite, die er hier nochmals, und zwar philosophisch und in strenger Ableitung aus den uns bekannten Grundsätzen darlegt; und dieser — wie er sie nennt — rein spekulativen Poesie steht entgegen eine Vereinzelnung des Realen als Empfindung, wie sie in der musikalisch-sentimentalen Poesie der Berliner Romantiker zu finden ist*). Auch diese Kunstübung läßt Wagner als Kritiker nicht gelten, denn er erkennt, daß die „Personagen“ dieser Kunst selbst nichts empfinden, sondern nur „wissen, wie es tue, wenn man empfindet“, und dies mit der Kunst der Sprache zum Ausdruck bringen. Mithin erkennt er das Wesen der romantischen Ironie und ist sich ihrer für wahre Dichtung verheerenden Wirkung, die sich in späterer Zeit namentlich bei Literaten semitischer Abstammung schwerwiegend geltend macht, völlig bewußt. Er charakterisiert auch diese Manier als Afterpoesie, die zum Ausdruck eines Schwebens, eines Tanzes in der Luft wird, bei dem kaum die Gestalten der Tanzenden zu erkennen sind, ja oft so weit geht, daß nicht einmal der Tanz zu erkennen ist, sondern bloß die Musik vernommen wird. Mittelstarke Empfindungen können nunmehr überhaupt nicht zum Ausdruck gebracht werden, so daß bloß ein Verklingen oder der Aufschrei der Raserei und des wilden Schmerzes gehört wird. So findet er in dem Stück alles bis zum Wahnwitz gehäuft: ein gekünsteltes Ganzes, das keine Haltung hat, „Personagen“ ohne Charakter, Handlung ohne Motiv, das Wesen der musikalischen Poesie bis zur Wut und Raserei gesteigert und „dies in einer Sprache, die in jeder Zeile eine affektierte Verrenktheit und gesuchte Originalität wiedergibt, keine Spielereien des Silbenmaßes verschmäh, um auf ihre Weise musi-

*) Hiebei ist zu beachten, daß Schiller-Goethe das Wort sentimentalische Poesie im Gegensatze zu naiver Dichtung in dem Sinne gebrauchen, wie Wagner hier Schillers Dichtung spekulativ nennt.

kalisch zu heißen, dabei den Charakter des Grauenvollen und Herben hat, der dem Ganzen mit Gewalt aufgedrungen wird“. Die kurze Angabe des Inhaltes bestätigt diese Ausführungen und bringt Proben der Tonmalerei.

Um jedoch den Namen des Verfassers vor dem Gespött des Publikums zu retten, bemüht er sich um eine Erklärung und deutet es als ein Produkt des Stürmens und Drängens des Genies, das nach einem künstlerischen Ausdruck seiner Empfindungen ringt, so daß selbst diese Verirrung sich als ein Werk von der Art darstelle, das im einzelnen wohl abgelehnt werden müsse, die Hochachtung vor dem Verfasser jedoch nicht schmälern werde.

Mit dieser an wichtigen Erkenntnissen und Ausführungen reichen Rezension, die zu Wagners besten Arbeiten zählt, schließen wir diese Reihe von Besprechungen, aus denen ein kühner moderner Geist mit der rücksichtslosen Folgerung eines Philosophen uns anspricht, die daher in der Geschichte der deutschen Literatur einen nicht zu unterschätzenden Platz verdienen. Mag auch mancher Satz vor dem abgeklärten Urteil der Nachwelt nicht mehr bestehen dürfen, aber der literarische Kampf der Meinungen hat nicht nur rein geschichtlichen Wert, ob das Richtige erkannt wurde, sondern trägt noch weit mehr das Gepräge der Persönlichkeit und in diesem Sinne ist gerade die „Salzburger Literatur-Zeitung“ besonders wertvoll.



ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitt\(h\)eilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde](#)

Jahr/Year: 1920

Band/Volume: [60](#)

Autor(en)/Author(s): Wagner Karl O.

Artikel/Article: [Die Literaturzeitung von Salzburg und Süddeutschlands pragmatische Annalen der Literatur und Kultur. 33-61](#)